

(Nachdruck verboten.)

8]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Nach dem Tanze wird Bier gereicht, auch den Musikanten, die Herumtollenden atmen auf und bereiten sich auf das große Ereignis des Abends vor, auf das *acziavimas*. Das *acziavimas* ist eine Zeremonie, die drei oder vier Stunden währt und einen ununterbrochenen Tanz bedeutet. Die Gäste bilden einen Kreis, verschlingen die Hände und beim Beginn der Musik bewegen sie sich in der Runde. In der Mitte steht die Braut, und einer nach dem anderen treten die Männer auf sie zu und tanzen mit ihr. Jeder tanzt einige Minuten, so lange er mag. Es ist eine lustige Gesellschaft mit Gesang und Lachen, und wenn der Tänzer aufgehört, stellt er sich vor Teta Elzbieta, welche ihm einen Hut hinhält. Da hinein wirft er eine Summe Geldes — einen Dollar oder vielleicht fünf Dollar, je nach Vermögen und nach der Achtung, in welcher diese Sitte bei ihm steht. Es wird von den Gästen erwartet, daß sie für ihr Vergnügen bezahlen. Anständige Gäste halten darauf, daß sie eine runde Summe zurücklassen, damit Braut und Bräutigam eine Zeitlang davon leben können. Gar groß sind die Unkosten für so eine Gesellschaft. Sie belaufen sich sicherlich auf über zweihundert Dollar und betragen manchmal sogar dreihundert. Dreihundert Dollar aber sind mehr als das Jahreseinkommen mancher Person im Zimmer. Tüchtige Menschen, die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in Eiskellern mit einem halben Zoll Wasser auf dem Boden arbeiten, Männer, welche sechs oder sieben Monate im Jahre die Sonne vom Sonntag nachmittag bis zum nächsten Sonntag morgen nicht sehen, und doch nicht dreihundert Dollar verdienen! Kleine Kinder, noch nicht zehn Jahre alt, welche kaum über die Arbeitsbänke sehen können — die Eltern haben falsche Angaben über ihr Alter gemacht, nur damit sie ihren Arbeitsplatz bekamen — und die nicht die Hälfte, oft kaum ein Drittel der Summe verdienen. Und nun für ein Hochzeitsfest, für einen einzigen Tag eine solche Summe verschwenden! (Denn es ist doch das selbe, ob diese Leute das Geld auf einmal für ihre eigene Hochzeit verschwendeten oder nach und nach auf den Hochzeiten ihrer Freunde ausgeben.)

Es ist sehr unklug, es ist tragisch, — doch ach! es ist so schön! Stück für Stück haben diese armen Leute alles übrige aufgeben müssen, aber an dieser einen Sache hängen sie mit aller Macht ihrer Seelen. Sie können die *veselija* nicht missen. Sie aufgeben, hieße eingestehen, daß man ruiniert ist; und die Scheu vor diesem Eingeständnis hält die Welt aufrecht. Die *veselija* ist diesen Leuten überkommen aus fernen Zeiten; ihre Bedeutung liegt darin, daß man in einem Käfig wohnen, auf Schatten starren kann, wenn man nur einmal im Leben die Ketten brechen, die Flügel heben und die Sonne sehen darf, wenn man nur einmal im Leben das Glück empfindet, daß das Leben mit allen seinen Sorgen und Schrecken doch am Ende nicht gar so ein gewaltig Ding ist, sondern nur die Blase auf dem Wasser eines Flusses, ein Ding, mit dem man spielen kann wie ein Jongleur mit goldenen Bällen spielt, ein Ding, das man trinken kann gleich einem Becher voll seltenen roten Weines. Zu wissen, daß man Herr seiner Lebensführung ist, macht den Mann weiter fähig, zu seiner Arbeit zurückzukehren und von der Erinnerung dieses Tages zu leben. —

Endlos schwangen sich die Tänzer, wenn sie schwindlich wurden, schwangen sie sich nach der anderen Seite. Stunde nach Stunde verrann, die Dunkelheit brach herein. Das Zimmer wurde schwach erhellt von zwei rauchenden Oelampfen. Der Musikanten begeistertes Feuer war berraucht, sie spielten immer dieselbe Melodie, langweilig, mühevoll. Zwanzig Takte und wenn sie zu Ende waren, fingen sie von vorn an. Einmal konnten sie sogar nicht weiter, ein Umstand, der peinvolle, erschreckende Szenen hervorrief, die selbst den fetten Polizisten in seiner Schlafstelle hinter der Tür störten.

Marija hatte die Schuld! Marija war eine jener hungrigen Seelen, die bis zur Verzweiflung am Rode der

entweichenden Muse hängen. Den ganzen Tag war sie im Zustand einer überwältigenden Aufregtheit gewesen — sollte das aufhören? — sie wollte das nicht zugeben. Ihre Seele schrie „Verweile doch, du bist so schön!“ Ob es das Bier machte oder die Musik, oder die Erregung, — sie meinte, es dürste nicht sein. Und sie gab die Jagd nicht eher auf, als bis der Karren aus dem Geleise geworfen war, und immer durch die Dummheit der dreimal verdamnten Musikanten. Bei jeder Pause brach Marija in ein Geheul aus, flog zu dem Podium, schüttelte ihre Faust vor den Gesichtern der Musikanten und stampfte mit den Füßen, feuerrot und unzurechnungsfähig vor Wut. Umsonst versuchte der erschreckte Lamoszius zu sprechen, für die Schwäche des Fleisches um Entschuldigung zu bitten. Vergebens wollte der atemlose, hustende Sokubas beruhigen, umsonst bat Teta Elzbieta. „Szalin!“ schrie Marija. „Palauk! isz kelio! Wozu werdet Ihr bezahlt, Kinder der Hölle!“ Und in heller Angst fing das Orchester von neuem an zu spielen und Marija ging und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Sie trug jetzt alle Last des Festes allein. Ona wurde durch ihre Erregung aufrecht gehalten, alle anderen Frauen aber und fast alle Männer waren ermüdet — nur Marijas Kraft blieb unbefiegt. Sie trieb die Tänzer an. Was aber vorher ein Kreis gewesen, hatte jetzt die Gestalt einer Birne, und Marija bildete sozusagen den Birnenstiel. Sie stieß nach der einen Seite, zog nach der anderen, schrie, stampfte, sang, — kurz, sie glich einem Vulkan an Energie. Dann und wann kam jemand ins Zimmer und ließ die Tür offen. Die kalte Nachtlust drang herein. Marija stieß im Vorbeispringen mit dem Fuße an das Schloß und „schnapp!“ war die Tür zu. Diese Prozedur gab die Ursache zu einem Zwischenfall, dessen Opfer Sebastijonas Szedvilas war. Der kleine, drei Jahre alte Sebastijonas war harmlos herumgelaufen und hielt eine Flasche an sein Mäulchen, die mit „Pop“ gefüllt war, einem roten, eisalten, süßlichen Getränk, da schlug die Tür zu und traf seine Flasche. Sein Gebrüll brachte die Tanzenden zum Stehen. Marija, die nicht fähig war, einer Fliege ein Leid zu tun und hundertmal am Tage die schrecklichen Mörder verdamnte, riß den Kleinen in ihre Arme und suchte ihn mit Küssen zu beruhigen. Das gab dann eine längere Ruhe für das Orchester ab und mancherlei Erfrischungen, während Marija ihren Frieden mit ihrem Opfer machte. Sie setzte es auf den Schenktisch und hielt ihm ein Glas schäumendes Bier an die Lippen.

In der Zwischenzeit kam es in einer anderen Ecke des Zimmers zu einer bänglichen Konferenz zwischen Teta Elzbieta, Deda Antanas und einigen der intimen Freunde der Familie. Sie waren in Verlegenheit. Die *veselija* war eine Uebereinkunft, nicht eine ausgesprochene, aber deshalb eigentlich eine um so fester bindende. Jedes Gastes Zuschuß zu den Festkosten war ja verschieden, doch wußte jeder genau, wie hoch dieser Zuschuß für ihn berechnet war und jeder strengte sich an, ein wenig mehr zu geben. Jetzt aber, seit sie in das neue Land gekommen, war das anders geworden. Es schien, als ob ein unsichtbares Gift in der Luft schwebte, das man einatmete — es hatte alle jungen Männer auf einmal vergiftet. In Scharen kamen sie und füllten sich den Magen mit teureren Speisen, um sich nachher davonzustehlen. Der eine warf eines anderen Hut zum Fenster hinaus, beide gingen aus dem Zimmer, anscheinend um den Hut wieder zu holen, aber keiner von ihnen wurde wiedergesehen. Oder ein halbes Dutzend taten sich zusammen, marschierten öffentlich ab, starrten den Gastgeber dabei an und verlacht ihn. Wieder andere, noch schlechtere, drängten sich um den Schenktisch und betranken sich auf Kosten des jungen Ehepaars, kümmerten sich um keinen und ließen die anderen in dem Glauben, daß sie schon mit der Braut getanzt hätten oder es später zu tun gedächten.

Allen diesen Dingen stand die Familie hilflos und gebrochen gegenüber. So lange hatten sie gearbeitet und solche Auslagen gehabt. Ona stand dabei, und ihre Augen wurden übergroß vor Schrecken. Diese entsetzlichen Rechnungen! Wie die sie in Angst versetzten! Besorgnis nagte an ihrer Seele Tag für Tag und störte ihnen ihre Nachtruhe. Wie oft hatten sie die Rechnungen durchgezählt, eine nach der anderen und sie zusammengerechnet, wenn sie zur Arbeit gingen;

fünfzehn Dollar für das Zimmer, zweiundzwanzig Dollar für die Enten, zwölf Dollar für die Musikanten, fünf Dollar an die Kirche und für den Segen der heiligen Jungfrau — und so weiter ohne Ende. Am schlimmsten aber war die entsetzliche Rechnung, welche noch von dem Wirt kam für Bier und Likör. Man konnte ja bei ihm immer nur vermuten, wie viel er anschreiben würde. Stets hatte er vorher weniger angefügt. Von dem wurde man unbarmherzig gepreßt, und wenn du ihn vorher für den besten deiner Freunde gehalten. Er beginnt damit, deine Freunde mit einem halben Fäßchen zu bedienen und endet mit einem anderen, das halbleer ist, und du wirst mit dem Preise von zwei Fäßchen belastet. Er willigt ein, eine gewisse Qualität für einen gewissen Preis zu liefern, und nachher trinken deine Freunde ein schreckliches Gift, das unbeschreiblich ist. Du kannst dich beklagen, aber du erreichst nichts damit als einen gestörten Abend; und wenn du zum Gericht läufst, könntest du ebensogut gleich zum lieben Gott laufen. Der Wirt steht gut mit all den großen Politikern des Distriktes, und wenn du einmal zu schmecken bekommen hast, was es heißt, mit derartigen Leuten in Gegenätze zu geraten, wirst du bezahlen, was von dir verlangt wird und damit basta.

Was dies alles doppelt peinlich machte, war der Umstand, daß es die wenigen, welche ihr Bestes getan hatten, eigentlich mit traf. Da war der arme alte Fokubas! Der hatte fünf Dollar gegeben. Wußte nicht jedermann, daß Fokubas Sedvilas gerade seinen Delikatessenladen für zweihundert Dollar verpfändet hatte, um überfällige Zinsen bezahlen zu können? Und dann war da die alte, schwache Poni Aniele, welche Witwe war und drei Kinder hatte, daneben Rheumatismus und die für die Handelsleute in der Galtsted Street wusch zu Preisen, die man sich schämen mußte, auch nur auszusprechen. Aniele hatte den ganzen Profit mehrerer Monate aus ihrer Hühnerzucht gegeben; acht Hühner nannte sie ihr Eigentum und sie hielt sie in einem Verschlage an der Hintertreppe. Den ganzen Tag suchten die Kinder der Aniele in dem Kehricht nach Nahrung für diese Hühnchen. Und oft, wenn der Mitbewerber allzu viele waren, so konntest du sie in der Galtsted Street sehen, wie sie dicht an die Kanäle gingen und ihre Mutter ihnen folgte, damit niemand ihnen ihren Fund raubte. Mit Geld konnte der Wert dieser Hühner nicht bezeichnet werden. Sie wertete sie verschieden, denn sie hatte das Gefühl, daß sie durch diese Tierchen etwas ohne Gegenleistung erhielt; daß sie durch sie einen Lohn von einer Welt bekam, die von ihr gutes so oft und in so mancher Weise empfing. So bewachte sie die Hühner jede Stunde des Tages und hatte gelernt, des Nachts wie eine Eule zu sehen. Eins von ihnen war ihr vor langer Zeit gestohlen und kein Monat verging, ohne daß nicht irgend jemand versuchte, ein weiteres Hühnchen zu stehlen. Daraus kann man ersehen, wie groß der Tribut war, den die alte Mrs. Zukmiene als Beitrag zum Feste gebracht, allein aus dem Grunde, weil Zeta Elzbieta ihr einst für ein paar Tage Geld geliehen und sie davor bewahrt hatte, aus dem Hause geworfen zu werden.

Mehr und mehr Freunde traten zusammen, während die Klagen über diese Vorfälle ihren Lauf nahmen. Manche von ihnen kamen näher, in der Hoffnung, etwas von der Unterhaltung aufzuznappen; und gewiß handelte es sich hier um Dinge, die die Geduld eines Heiligen erschöpfen konnten. Zum Schluß kam noch Zurgis, durch irgend jemand aufmerksam gemacht; die Geschichte wurde ihm erzählt. Zurgis hörte stillschweigend zu und zog nur seine dicken Augenbrauen zusammen; dann und wann schob ein Blick unter ihnen hervor, flog durchs Zimmer, und vielleicht wäre Zurgis gern mit geballten Fäusten auf einige der Burschen losgegangen. Da macht er sich aber klar, daß ihm das sicherlich wenig nützen würde. Keine Rechnung würde dadurch kleiner, daß er irgend jemand um diese Zeit hinauswarf. Außerdem würde ein Skandal entstehen — und Zurgis wünschte nichts sehnlicher, als mit Dna wegzueilen und die Welt ihren eigenen Weg gehen zu lassen. So lösten sich seine Hände und er sagte ruhig: „Es ist geschehen und Tränen haben keinen Nutzen, Zeta Elzbieta.“ Dann wandte sich sein Blick auf Dna, welche dicht an seiner Seite stand; er sah den erschreckten Blick in ihren Augen: „Kleine, quäle Dich nicht, es macht für uns nichts, wir werden die Rechnungen alle einmal bezahlen; ich werde härter arbeiten.“ Das sagte Zurgis immer, zum Trost bei allen Schwierigkeiten, — Dna war das gewöhnt. „Ich will härter arbeiten,“ — er hatte das in Litauen gesagt, wenn ein Beamter ihm seinen Paß weggenommen und ein zweiter ihn arretierte, weil er nun keinen besaß, und die beiden sein

Eigentum an einen Dritten verkauften. Er hatte es wieder in New York gesagt, als der aalglatte Agent sie in seine Finger bekommen und sich hohe Preise hatte bezahlen lassen. Jetzt sagte Zurgis es zum dritten Male und Dna atmete tief. Es war so wundervoll, einen Gatten zu haben, wie eine erwachsene Frau, einen Gatten, der alle Probleme lösen konnte und so groß und stark war. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dostojewsky und seine „Dämonen“

Mit Nikolaus Gogol hat für die russische Literatur eine neue Epoche begonnen. Das ist die des Realismus. In Turgenjef und Tolstoi fand dieser seine bedeutendsten Vertreter. Die beiden gelten mit Recht als Rußlands größte Romaneur überhaupt. Zu ihnen treten dann noch Gontscharoff und Dostojewsky. Besonders dieser letztere wird den beiden zuerst genannten Schriftstellern anzugliedern sein, sobald es sich um die Frage handelt: welchen Autoren hauptsächlich die russische Literatur es zu verdanken hat, daß sie außerhalb Rußlands nicht bloß bekannt und populär geworden ist, sondern auch, daß durch sie die westeuropäische Kunst in geistlicher Hinsicht mächtig beeinflusst wurde, ja, daß dieser Einfluß auch ferner in ganz demselben Maße fortdauern wird, wie das Interesse an den besten Schöpfungen des russischen Geistes bei uns sich erhält und steigert. Ob jene Beeinflussung heilsam oder schädlich werden kann, ist eine Frage, die jetzt noch nicht zu entscheiden ist. Eins aber darf doch ruhig behauptet werden: die deutsche Romandichtung hat nicht einen einzigen Autor aufzuweisen, der an Tolstoi und Turgenjef heranreicht. Andererseits läßt sich freilich auch nicht die Bemerkung verneinen, daß selbst in der russischen Literatur ein Feodor Michailowitsch Dostojewsky bis jetzt weder einen Rivalen gefunden hat, noch schwerlich jemals finden wird.

Vom rein ästhetischen Standpunkte aus erfährt diese Behauptung allerdings mancherlei Einschränkung. Dostojewsky's Schriften weisen nämlich in künstlerischer Beziehung ein weit geringeres Höhenmaß auf als die Turgenjef's und Tolstoi's. Einer seiner geachteten russischen Kritiker: Dobroluboff (1836—1861) hat schon an Dostojewsky's ersten Novellen gezeigt, wie mangelhaft, ja „unter jeder Kritik“ die literarische Form darin sei. Der Dichter schrieb eben mit solcher Schnelligkeit, daß ihm die Ausarbeitung seiner Schöpfungen keinerlei Kummer bereitete. Im Aufbau der Handlung bedient er sich einer extrem-romantischen und veralteten Form, ist nachlässig in der Konstruktion, läßt die Ereignisse oft in unnatürlicher Reihenfolge folgen und spricht meistens selbst durch seine Personen, statt sie ihre eigene Sprache führen zu lassen. Schließlich und nicht zum wenigsten wird die künstlerische Wirkung durch das pathologische Element in Dostojewsky's erzählenden Schriften empfindlich beeinträchtigt. Das alles sind gewiß schwerwiegende Mängel. Trotzdem bleibt er einzig und groß als Dichter, worauf ich noch zu sprechen komme, und interessant als Mensch, dessen furchtbare Lebensschicksale selbst kaum in Rußland ihresgleichen gehabt haben.

Dostojewsky wurde 1822 zu Moskau geboren. Seine Erziehung erhielt und vollendete er in einer Ingenieurschule, die er 1843 verließ. Nachdem er dann zwei Jahre hindurch im Militärdienst zugebracht hatte, quittierte er ihn und ging nach Petersburg. Von nun an widmete er sich der Literatur. Er war — schreibt Peter Kropotkin in seinem Werke „Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur“ — erst vierundzwanzig Jahre alt, als er seine erste Novelle „Arme Leute“ schrieb, die sein Schullamerad Grigorowitsch dem Lyriker Rekrassoff zur Aufnahme in einen literarischen Almanach gab. Dostojewsky hatte innerlich gezweifelt, ob sein Erstlingswerk von dem Herausgeber auch nur gelesen werden würde. Er wohnte damals in einem ärmlichen Zimmer und war im festesten Schlaf, als um 4 Uhr morgens Rekrassoff und Grigorowitsch an seine Türe klopfen. Sie unarmten Dostojewsky und beglückwünschten ihn mit Tränen in den Augen. Rekrassoff und sein Freund hatten die Novelle spät am Abend zu lesen bekommen. Sie konnten mit der Lektüre nicht aufhören, bis sie zu Ende waren, und sie waren beide so tief davon ergriffen, daß sie nicht anders konnten, als gleich mitten in der Nacht den Autor aufzusuchen und ihm zu sagen, was sie empfanden. Wenige Tage später wurde Dostojewsky dem großen Kritiker jener Zeit Welinskij vorgestellt und von ihm in gleich warmer Weise empfangen. Die Novelle machte auf das russische Lesepublikum einen nachhaltigen Eindruck; Dostojewsky's Ruhm wuchs seitdem, wie seine Bedeutung tiefer und tiefer offenbar wurde. Doch trug zu seiner Verühmtheit auch das Geschick bei, welches sich von Petersburg her an seine Fersen heftete.

Im Jahre der deutschen Revolution trat er in Beziehung zu der Petraschewskygruppe. Sie setzte sich aus jüngeren Leuten zusammen, die das Studium der Werke des utopistisch-konfusen französischen Kommunisten Francois Fourier (1772—1837) gemeinsam betrieben und die sich da außerdem über die Notwendigkeit einer sozialistischen Bewegung in Rußland besprachen. Bei einer dieser Versammlungen las Dostojewsky den berühmten Brief von Welinskij an Gogol vor, in welchem der große Kritiker gegen Staat und

Kirche eine ziemlich scharfe Sprache führte; er nahm auch teil an einer Versammlung, in der die Gründung einer Geheimdruckerei diskutiert wurde. Daraufhin erfolgte seine Verhaftung. Die Prozessierung geschah natürlich bei verschlossenen Türen und endete mit der Verurteilung Dostojewskys zum Tode durch Erschießen. Im Dezember 1849 brachte man ihn auf einen öffentlichen Platz, schleppte ihn zum Schafott und las ihm sein ausführliches Todesurteil vor. Im letzten Moment — er stand schon mit verbundenen Augen bereit — kam jedoch vom Jar ein Bote, der die Begnadigung überbrachte. So blieb er am Leben — aber ohne Freiheit, denn bereits drei Tage später wurde er nebst anderen nach Sibirien transportiert. Das Gefängnis in Omsk nahm ihn auf; er mußte hier vier Jahre lang schwere Arbeit verrichten. Dann bewirkte zwar eine Intervention seiner Freunde seine Befreiung; aber das war nur Trug gewesen: er wurde nun als Gemeiner in ein sibirisches Regiment gesteckt. Während dieser seiner militärischen Haft war Dostojewsky für irgend eine geringfügige Sache in kanibalischer Weise ausgepeitscht worden, und von jener Zeit datiert seine Krankheit (Epilepsie), die er nun nicht mehr los wurde. Erst im Jahre 1859, vier Jahre nach der Thronbesteigung Alexanders II., dessen Amnestie sein Los nicht verbessert hatte, erhielt er Begnadigung. Vorläufig wurde ihm Iwer als Wohnsitz angewiesen. Später durfte er nach Petersburg zurückkehren. Von hier ging er dann nach Moskau (seiner Vaterstadt) zurück, wo er am 28. Januar 1881 gestorben ist. Dies in kurzen Umrissen sein Leben.

Als Schriftsteller entfaltete Dostojewsky eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Schon vor seiner Verhaftung hatte er zehn Novellen veröffentlicht, darunter „Der Doppelgänger“ und „Ketotscha Neswanowa“. Aber erst jene Werke, die Dostojewsky nach seiner zehnjährigen Gefangenschaft schuf, begründeten seinen Weltraum. Die Serie begann mit der großen Novelle: „Die Erniedrigten und Beleidigten“, der bald die „Memoiren aus einem Totenhaus“ folgten: Dostojewskys wahrhaft künstlerischstes Werk, worin er seine Gefängniserlebnisse geschildert hat. Dann kam ein außerordentlich sensationeller Roman „Schuld und Sühne (Kastolnikoff)“, der ja gerade in den Kreisen unserer Arbeiterschaft bekannt und eifrig gelesen wird; ferner „Die Brüder Karamasoff“, Dostojewskys best ausgearbeitetes Werk, nur noch sensationeller als der vorgenannte Roman; während in einer Serie kleinerer Novellen („Die Jugend“, „Der Idiot“, „Der Teufel“) ähnliche psycho-pathologische Probleme behandelt werden. Trotz aller Einwände, die, wie bereits betont wurde, vom rein ästhetischen Standpunkte gegen Dostojewskys Schriften geltend gemacht worden sind und werden können, ist er einer der am meisten gelesten Autoren, nicht bloß in Russland, geblieben. Als Tatsache dafür sei hingewiesen auf die Sensation, die seine Novellen vor etwa einem Vierteljahrhundert bei ihrer erstmaligen Uebersetzung ins Französische, Deutsche und Englische hervorriefen. Auch gab es eine Zeit, wo Turgenjef und Tolstoi von Dostojewsky in den Schattten gestellt wurden; obwohl es selbst in Russland nicht viel Leute geben wird, die einen seiner Romane wegen deren fürchtbarer psycho-pathologischer Atmosphäre mehr als einmal gelesen haben mögen, ein Umstand, der zum Beispiel auf Turgenjef nicht zutrifft. Dostojewskys einzige Art und alles überragende Bedeutendheit liegt indessen viel tiefer. Damit, daß man sage, er sei derjenige Schriftsteller gewesen, der die mythische slavische Seele am besten geschildert habe, ist sicher seine bedeutendste Fähigkeit gekennzeichnet. War er auch nicht der erste Schriftsteller, der sein Volk zu schildern unternahm, so muß doch gesagt werden, daß vor ihm noch keiner, selbst Turgenjef und Tolstoi nicht, so tief, so gewaltig den Charakter der russischen Nation in seiner Totalität herausgeholt hat wie Dostojewsky. Es handelt sich dabei nicht um das „Oblomofftum“ eines Gontscharoffs, das heißt um jene krankhafte Trägheit von Geist und Herz, jenes „Rechtes auf Faulheit“, das als Tugend proklamiert wird, jenen Konservatismus und jene Schläffheit, jene Verachtung stiebriicher Tätigkeit, die zur Zeit der Leibeigenschaft selbst unter den besten Leuten in Russland und sogar unter den Unzufriedenen so gebräuchlich war, weshalb denn auch von einer den Russen in diesem Sinne eigentümlichen „Rasseneigenschaft“ gesprochen werden kann. Es ist nicht der Hamletismus im russischen Leben, den Turgenjef aufdeckte. Es ist auch nicht die „slawische Ruhe des schweigenden, eben erst aufstehenden Landes, des schweren und noch stumpfen, aber in seiner Stumpfheit urchunden und zukunftswitternden Bauerntums“, wofür Tolstoi nach Möller von den Brüdern der russischen Literatur ist. Dostojewsky ist dagegen weit mehr, Dostojewsky ist der Ausdruck des russischen Wahnsinns, der Tragödie im Slaventum, die Fleischwerdung all seiner mythischen Verinnerlichung und heftigen Geladenheit. Dostojewsky hat wie Tolstoi das Epos des russischen Lebens geschaffen, aber er hat es weit großartiger getan: er hat dieses russische Leben nicht nur ausgestattet mit einem unerhörten Gestaltenreichtum, der ganz Russland, der das ganze Slaventum in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Typen, vom simplen Muschid bis zum Petersburger Aristokraten, vom Nihilisten bis zum Bureaucraten, vom Verbrecher bis zum Heiligen in tausend Nuancen umgreift — Dostojewsky hat noch mehr getan und ihm auch die Offenbarung einer bewußten russischen Weltanschauung zugrunde gelegt.“ Er ist gewissermaßen der Mittelpunkt der russischen Literatur, „das zentrale Genie Russlands: Genie im allerhöchsten schöpferischen Sinne eines Mannes, der nie vor ihm Dagewesenes aus dem Boden schälte.“ Dies Urteil Möller von den Brüdern wird

man unbedingt unterschreiben dürfen, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu halten.

Somit rechtfertigt sich aber auch das Unternehmen des vorhin genannten deutschen Literaturhistorikers, das nun auf eine Ausgabe sämtlicher Werke Dostojewskys in vorzüglichen Uebersetzungen Bedacht nimmt. Möller von den Brüdern hat sich dabei der Mitarbeiterschaft von Dimitri Merezkowsky, dem bedeutenden russischen Novellisten, von Dimitri Philopoff, G. K. Raschin u. a. versichert. Die vollständige Ausgabe wird in zwanzig Bänden zu je mindestens 500 Druckseiten Text nicht bloß seine gesamte schöpferische Produktion vom ersten Auftreten bis zum Tode, sondern auch seine Briefe, kritische Schriften, Tagebücher und Erinnerungen umfassen. Es wird also ein Monumentalwerk von klassischer Bedeutung geboten, dessen Anschaffung von Seiten des Münchener Verlags R. Piper u. Co. auf dem Subskriptionswege erheblich erleichtert ist. Der Band soll 3,50 M. geheftet, 4,50 M. gebunden kosten und das Werk soll nach fünf Jahren komplett vor uns liegen. Wir erachten es als eine unabweisliche Pflicht aller sozialistischen Arbeiterbibliotheken, diese Dostojewsky-Ausgabe in ihren Besitz zu bringen.

Der Verlag hat sie mit den Bänden 5 und 6 der Ersten Abteilung, dem Roman „Die Dämonen“ eröffnet. Und das in rechter Erkenntnis der ungeheuer aktuellen Bedeutung, die diese monumentale Schöpfung angesichts der gegenwärtigen Rebellion in Russland für unsere Zeit erhält; denn „Die Dämonen“ sind Dostojewskys Revolutionsepos! Der Titel des Werkes, das in den Jahren 1871/72 entstanden, ist gerechtfertigt durch die innere Dämonie, von der das Gegenwartslieben beherrscht wird.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Nicolaus Krauß. Zur Charakterisierung unseres kürzlich verstorbenen Genossen Krauß tragen noch zwei Auslassungen bei, die den Lesern des Unterhaltungs-Blattes gewiß von Interesse sind.

Clara Diebig schreibt im „Literarischen Echo“: „Noch nicht fünfundsiebzig Jahre alt, ist hoch oben im Norden Berlins in seiner Junggesellenwohnung der Dichter Hans Nicolaus Krauß gestorben. Er, der wie kaum einer vor ihm in und mit dem Walde lebte — im Steinmeer Berlins! Er, der ein Frauenschicksal und einen Frauencharakter zu schaffen wußte, wie sie kaum ein anderer Mann je geschaffen hat — als Junggefelle! Ich empfinde tiefen Schmerz über seinen Tod, über diesen Tod. Zwar habe ich ihn nicht gekannt, niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen, aber seit Beginn meiner literarischen Tätigkeit verband mich eine ganz seltsame Freundschaft mit ihm, eine Freundschaft, in der er immer der Lebende, ich die dankbar Empfangende war. Er las eine Novelle von mir in irgend einer Zeitschrift, damit fing es an. „Sag's bloß“, mit diesen Worten kam er zu einem mir Rahstehenden, „wie hat die Diebig die zwei Schlusszeilen schreiben können?! Ich laß's schon grüßen und sie sollt' sie wegstreichen!“ Er war damals ganz unbekannt, außer einigen Skizzen war nichts von ihm erschienen. Seine Vorträge kam mir erst komisch vor, denn gerade in den Schlusszeilen, die er rügte, glaubte ich die notwendige Pointe meiner Novelle gegeben zu haben. Nach kurzer Ueberlegung aber ging mir plötzlich das Bild seiner Erkenntnis auf. Ich strich die Zeilen, und habe durch die künstlerische Anschauung, die aus seinem Munde sprach, unendlich viel gelernt. Seitdem verfolgte er alles, was von mir in Zeitschriften gedruckt wurde, mit Liebe und Strenge, und oft, namentlich wenn es sich um Räume und Felder, um Vögel und anderes Getier handelte, fandte er mir Vorträge, daß ich mich da oder dort geirrt. Er kontrollierte meine Naturschilderungen mit dem Auge des Försters und des Landmanns, — und immer mit denen des Dichters. Denn das war er, — der Vene-Krauß, wie ich ihn immer nannte, nachdem er seine prächtige „Vene“ zum erstenmal uns verlebendigt hatte. Diese Vene ist mir seit Jahren ans Herz gewachsen, wie sie ihm, dem Toten, ans Herz gewachsen war, da er sie durch Freud und Leid eines einfachen und doch innerlich so bewegten Lebens führte. Ich habe immer die Empfindung gehabt, daß er diese Vene von frühester Kindheit an unendlich geliebt, daß diese Lebenslange, nie getrübe Liebe dem Manne die Dichterkraft verliehen hat, wie sie wohl einst dem Kinde und dem Knaben mit nimmermüder Arbeit und Sorge den schweren Lebensweg bereitet hatte. Denn diese Vene — es war seine Mutter! Ich habe es nie gehört, aber ich weiß es, ich fühle es! Sein Roman von der Vene ist das Werk dankbarer Sohnesliebe. Darum ist es so rein, so keusch, so wahr. Und darum ist es so ganz erfüllt von Heimatliebe und Jugendersehnen; und darum konnte der alternde Junggefelle im Häusermeer von Berlins Norden es schaffen, als sähe er noch im Försterhaus, von guten, kraftvollen Frauenhänden geführt und gepflegt, daheim im Böhmerwald. — Ich traure dem Vereidigten nach von ganzem Herzen, und mit mir werden alle die um ihn trauern, die seinen Heimatroman gelesen haben und lesen. Denn sie alle werden dankbaren Herzens das Andenken bewahren an den — Vene-Krauß. —

„Wie ich ihn sah.“ Unter diesem Titel hat, so schreibt uns Wilhelm Holzamer, Nicolaus Krauß ein paar literarische Porträts. Inapp flüßigt, Dichter, die ihm be-

gegnet sind. Wie in allem, so konnte auch hier nur der Spott mehr aus ihm herauslocken, als in den kurzen Zeilen gegeben war. Eines Tages sagte er nach zu einer spöttischen Bemerkung in seinem Dialekt, den ich leider nicht schreiben kann und darum stilisieren muß: „Wartens nor, eines Tags werdens guuden und so Augen machen — (er machte große Augen) — wie ein Ochz, wenn ers Kalbl sieht.“ Nun skizziere ich etwas von seinem Bild. . .

Wenn wir über etwas nicht einig werden konnten, sprachen wir Dialekt. Er verstand meinen nicht ganz, ich seinen erst recht nicht. Aber bei ihm hatte der Dialekt die Wirkung, daß er ins Heimatländliche kam. Erinnerungen wurden lebendig. Er erzählte, wie die Schweden ins Egerland gekommen, wie die paar Höfe protestantisch geworden waren, wie die katholischen Pfarrer ihren Hof und ihre Pfarre hielten und mehr Bauern als Geistliche waren. Er erzählte von sich. Ein wenig aus seiner Jugend. Vom Wald. Vom Wild. Und vom Wildbraten. Im „Förster von Konradsreuth“ kommt's vor, daß im Forsthaus das Fischotterrezept erhalten war, als es die Mönche verloren hatten. Und das mag wohl sein Forsthaus gewesen sein. Eine Fischotter erklärte er für das delikateste Gericht. Er erzählte, wie er in Wien Soldat gewesen und manchem armen Teufel durchgeholfen, wie er nach Frankreich die Krammetsvögel- und Schnepfenlieferungen übernommen hatte und wie er sich sonst durchgeschlagen. Er erzählte mit einem stolzen Lächeln. Er gehörte zu den Menschen, die „durch“ waren. Plötzlich schnappte er ab. Er schwieg. (So schnappt auch der Förster von Konradsreuth immer ab.)

Wir sprachen oft vom Landleben. Was wir wußten von der Natur, davon der Städter keine Ahnung hat. Und was in einer seiner Skizzen in „Aus dem Waldwinkel“ so stark ist: Weihnachten im Walde, öfters Klang es in seiner Erzählung auf. Und die Jagd. Wie da seine Augen hinter den Brillengläsern funkelten! Krauz schien leidenschaftslos. Aber wenn die Rede auf die Jagd kam, war Feuer unterm Dach. Da rumorte das Försterblut. Pfingsten 1903 hatte er mir nach Paris geschrieben, daß er in der sächsischen Schweiz einen Rehschod erlegt habe. Blattschuh! Und in seinen Briefen stand sonst niemals etwas Persönliches. Als ich dann vorigen Herbst nach Berlin kam, krächzte er über Schmerzen in den Gliedern, und eines Tages kam's heraus: er war dabei im Egerland gewesen, und wieder einmal auf der Entenjagd. Und „das Was“ hatte ihn in einen Teich gelockt. Putzschuß geschwitzt ins kalte Wasser des Waldteiches. Aber dann Flint an die Wade! Da fiel sie. Seitdem klagte er.

Er hatte sich auf mancherlei Gebieten herumgetrieben, sein Leben zu fristen. Aber überall war er der Waldbmensch geblieben. Er pfiß alleweil sein Lied nach seiner Fassung. In Wien, in München, in Berlin. Er blieb immer der gleiche Hans Nicolaus Krauz. Der Egerländer aus dem Försterhause. Selbst in der Kost blieb er der Heimat treu. Er aß nur „Eghalandrisch“. Er trachte auch selbst. Am 1. Mai dieses Jahres war's. Wir waren im Treptower Park in der Morgenfrühe gewesen. Bei den Bäumen. Er kannte alle. Er wußte alle Vögel zu loden. Er hielt sich stets in Konnag mit der Natur. Er war kein Großstädter. Morgens um viere war er auf den Beinen und ging ins Freie, in den Friedrichshain oder auf die Felber. Jeden Tag. Und wie der Förster seinen Wald abschreitet, so ging er unter den Bäumen hin. Langsam, schon seiner Korpuslenz wegen, gemessen, wohl auch aus alter Gewohnheit. Und weil er nach dem Kleinsten sah. Im Friedrichshain nahmen wir am Nachmittag Abschied von einander. Er sagte in seinem Dialekt: „Jetzt geh ich heim, bind mir die große Küchenschürzn um, und dann wird gekocht.“ Ich mußte lurchbar lachen. Er fragte, warum ich lache. Ich sagte, weil ich mir sein Bild vorstelle: seine Wohlgenährtheit mit der großen Küchenschürze. Da lachte er selbst. Und er hieb mir seinen Stoß über die Kniekehlen. „Geben's! Adjieu!“

Er konnte so gut lächeln, er konnte so herzlich lachen. Dann spürte man, daß er ein guter Mensch war. Und wie alle guten Menschen, konnte er maßlos „auschiebig“ werden. Dann brüllte er förmlich, und die deutsche Sprache schenkte ihm ihre kräftigsten Wörter. Dann steckte er sich eine Zigarette an oder lutschte einen Wobnon (Gut's!). Das war auch was „Eghalandrisch“.

Das Letzte sagte er nicht. Man spürte es deutlich, daß er sein Geheimfach hatte. Bei so klaren und natürlichen Menschen ist das Geheimfach immer deutlicher als bei komplizierten Kulturmenschen. Was darin war? Niemand hat ein Recht danach zu fragen. Vielleicht sagt das Werk des Dichters deutlicher davon. Denn Dichter plaudern leichter ihre Geheimnisse aus. Vielleicht hat er sich's auch da verkniffen. Er konnte hart sein. Er konnte sich selbst das Wort abschneiden. Er war verschwiegen wie sein Wald. Und er konnte pfeifen, wo ihm das Herz bebiß. Er war Inorrig. Und er konnte eine Schmirre erzählen, wo er sich vor dem Worte schaute. Denn er war einsam. Er hatte diese größte Schrockheit und dies härteste Weh aller Einsamen: sich selbst wegzuworfen, sich selbst auszustricken aus allem, was Geltung hat. Nur sein Selbstgefühl verlor er nicht. Und seinen Spott behielt er. Er war „durch“. Er hatte zu viel erfahren, es konnte ihm nichts mehr weh tun.

Man mußte ihn näher kennen, um aus seinem Allsein das Jungsein zu hören. Man mußte das Ohr an den Eichstamm legen können, um das Raunen in seinem Herzen, das Beben in seiner Wurzel, das Bittern in seinen Adern zu vernehmen. Er war ein

prachtvoller Mensch. Eine harte, ehrliche Haut. Er war eine Eiche. Wie eine Eiche hat ihn der Tod gefällt. Ein Hieb und ein Fall. Es ist eine Stelle am Waldweg, da ist es leer. Es werden nicht viele sein, die wissen werden, wer da gestanden hat in grünen Tagen. Die es wissen werden, werden's nicht vergessen. Aber kein „Marterl“. Das haßte er. An den „Wildböcklin“ ging er mit abgewandten Augen vorbei. Es ist alles nur ein Bergehen — und läßt kein Zeichen. Menschen und Eichen. So ist auch er vergangen.

So sah ich ihn. Und mit seinem eigenen Bilde sei seine Serie abgeschlossen. —

Erziehung und Unterricht.

sh. Ueber Idealismus und Naturwissenschaft in der Schule sprach auf dem 3. deutschen Erziehungstag, der gegenwärtig in Weimar tagt, Dr. Schotten-Galle: Noch immer müssen die Realien bei der Ausbildung unserer Jugend um den Platz kämpfen, der ihnen rechtlich zukommt. Sie ganz zu beseitigen, hat man nicht gewagt, aber den gebührenden Rang nehmen sie noch lange nicht ein. Die sprachlich-historische Bildung nimmt noch immer den höchsten Rang ein, während der ideale Wert der Naturwissenschaften für unsere Jugend mißachtet wird. Mit hohlen Schlagwörtern operiert man gegen uns. Aber die Unterrichtsfrage erfreut sich jetzt allgemeiner Teilnahme. Die Frage ihrer Lösung ist von allergrößter Bedeutung. Zwei Schulreformen haben wir zu verzeichnen, die von 1890 und die von 1900. Zur ersten gingen 600 Vorschläge zur Reform unseres Unterrichtswesens ein. Es interessierten sich also weite Kreise dafür. Es galt also sicherlich das Wort: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark!“ Verschiedene wissenschaftliche Vereine stehen auf dem neuen realen Boden, der Verein für Schulreform, der Verein deutscher Ingenieure, die deutschen Naturforscher und Aerzte, der Verein für Schulgesundheitspflege, die Kunst- und Kunstpädagogik und last not least unsere Tagungen für deutsche Erziehung in Weimar. Alle erstreben eine Reform des Unterrichtswesens nach realer Seite hin. Nur langsam kommen wir vorwärts. In anderen Ländern gewinnt diese Bewegung rascher an Boden. Man sagt, die Naturwissenschaften erziehen zum banausischen Nützlichkeitsprinzip. Wir wissen, was wir der akademischen Erziehung zu verdanken haben, aber unser deutsches Schulwesen zeigt heutzutage einen bedauernswerten Mangel an Idealismus. Wir dürfen die Jugend nicht von den Naturwissenschaften abziehen. Wir geben ihnen mit den Naturwissenschaften eine Waffe in die Hand gegen Aberglauben und Unglauben. Wenn die Naturwissenschaften gepflegt und gefördert werden, pflanzen wir der Jugend wieder Achtung vor der Wahrheit und dem Gesetz, Achtung vor den Tatsachen ins Herz. Die Achtung vor der Wahrheit ist das köstliche Gut aus dem Studium der Naturwissenschaften. Die Jugend lechzt nach dem Konkreten, aber man bietet ihnen Steine statt Brot, und füttert sie mit Abstraktem, das ihrem Geist so fern liegt, wie möglich. Wissen allein ist nicht Macht, sondern Wirken und Handeln. —

Humoristisches.

— Die Anzeichen. Gast: „Man merk's alleweil, daß die Tage ansangen, kürzer zu werden . . . seit vier Uhr sitz' ich heut' schon im Wirtshaus!“ —

— Immer im Beruf. Dame: „Ist es wahr, Herr Staatsanwalt, daß Assessor Klingler schon von seiner Frau geschieden ist?“

Staatsanwalt: „Ja, er befindet sich bereits wieder auf freiem Fuß!“ —

— Entsprechend. Gast: „Trinken Sie doch nicht dieses mindertwertige Bier, das hat doch fast gar keinen Gehalt.“

Diurnist: „Ich auch nicht.“ —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Die Aufführung von Frank Webelinds „Wüchse der Pandora“ in den Kammerspielen des Deutschen Theaters ist von der Zensur nicht gestattet worden. —

— Wieder ein neues Theater. Auf dem Schiffbauerdamm an der Luisenbrücke soll's gebaut und Oktober 1907 eröffnet werden. —

— Der Maler Professor Christian Mali starb am 2. Oktober in München. —

— Zur Vorberatung der Schaffung einer deutschen Einheitssténographie hat gestern in Berlin eine Versammlung von Vertretern der beiden Hauptsysteme — Gabelsberger und Stolze-Schrey — getagt. Es wurde eine Resolution angenommen, worin die baldige Schaffung der Einheitssténographie unter Mitwirkung der Regierungen als wünschenswert bezeichnet wird. Die übrigen sténographischen Schulen werden aufgefordert, sich den nach dieser Richtung hin zu unternehmenden Schritten anzuschließen. —

— Den Erreger der Schlafkrankheit behauptet Professor Roby von der Universität Michigan in der Zeitschrift Liege entdeckt zu haben. Er stellte durch ungefähr 200 Versuche fest, daß die Bakterien der Krankheit auf einer Mischung aus Blut, Zucker und Glukose gedeihen. Professor Roby sucht jetzt ein Gegenmittel gegen die Bakterien zu finden. —